

Reinhard Giebel · Rein akustisch

Reinhard Giebel



Pianist und Mitbegründer des Gunter Hampel-Quintetts. Musikalische Zusammenarbeit mit Long John Baldry, Toto Blanke, Olaf Kübler, Werner Lüdi, Dieter Nett, Buschi Niebergall, Frederic Norén und Benny Waters.

Mehrere Ensembles in Wuppertal seit 1976 (modern jazz / new jazz), Piano-Solokonzerte, Veröffentlichung von 5 LPs und 6 CDs. Musik zu Kurzfilmen, Theatermusik, Hörspiele.

Langjährige Lehrtätigkeit an einem Wuppertaler Berufskolleg (Englisch, Filmgeschichte und Filmproduktion).

REINHARD GIEBEL

Rein akustisch

Kurzgeschichten



NORDPARK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Besonderen Hefte im
N O R D P A R K V E R L A G
Alfred Miersch
Klingelholl 53 42281 Wuppertal
Gesetzt in der Palatino
Umschlaggestaltung und -fotografie
© Reinhard Giebel, 2017
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-943940-27-5
www.nordpark-verlag.de

*Die Besonderen Hefte werden eigenhändig in der Werkstatt
des NordPark Verlages gesetzt, nach Bedarf in kleinen Auflagen
gedruckt, dann handgefalzt und handgeheftet und in den
Schutzumschlag aus dem PASSAT-Vorsatzpapier des
Hamburger Papierherstellers Geese eingeschlagen.*

*Für Sammler:
dieses Heft wurde gedruckt:
Oktober 2017*

Gedruckt auf dem *Schleipen Werkdruckpapier*
der Cordier Spezialpapier GmbH aus Bad Dürkheim.
Chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
<http://cordier-paper.de>



Inhalt

Die Amis kommen	7
Rein akustisch	12
Kluft und Rang	21
Ein appwexlunksreicher Tag	29
Der Anglophile	42
Figaro	50
Wandern nach Zahlen	57
Personbeschreibung	75
Herrenfahrer	78

Die Amis kommen!

April 1945. Der 2. Weltkrieg nähert sich seinem Ende. Deutschlands militärische Lage ist ausweglos.

In einer kleinen Großstadt in Südniedersachsen hat der Krieg bisher relativ geringe Schäden angerichtet. Familie Bode macht sich dennoch Sorgen, da der Einmarsch der Amerikaner in ihre Stadt bevorsteht.

In den vergangenen Wochen und Monaten hatten Hans und Irmgard Bode mit ihren zwei Kindern im Alter von zwei bzw. fünf Jahren viele Stunden, oft des Nachts, im Luftschutzkeller ihres Wohnhauses verbracht. Die Luftschutz-»Übung« folgte immer dem gleichen Rhythmus: Eine durchdringende Sirene heulte auf und warnte vor Fliegerangriffen / die Bewohner des Hauses bewegten sich in den Keller / es folgte qualvolles Warten im Dunklen / schließlich Sirenen-Entwarnung, wenn die Gefahr vorüber war.

Während die Erwachsenen dumpf vor sich hinbrüteten und kaum sprachen, fanden einige der anwesenden Kinder die Situation, die sie natürlich nicht richtig einstufen konnten, aufregend, zumindest außergewöhnlich. Gottseidank fiel nie eine Bombe auf das Haus.

In jenen Tagen der Ungewissheit erreichte die Bodes ein Telefonanruf von Verwandten, die in einem nahegelegenen Dorf einen Bauernhof bewirtschafteten. Sie wurden eingeladen, dort zusammen mit einigen anderen verzweigten Familienmitgliedern das Kriegsende zu erwarten. Man war fest davon überzeugt, dass auf dem Land kein militärischer

Großeinsatz durchgeführt und infolgedessen die Gefahr für Häuser und Menschen geringer als in einer dicht besiedelten Stadt sein würde. Herr und Frau Bode sagten freudig zu, platzierten ihre Kinder und die wichtigsten Habseligkeiten in einen geräumigen Handwagen und machten sich zu Fuß auf den Weg zu dem nahegelegenen Dorf, das ungefähr sieben Kilometer entfernt lag.

Auf dem Bauernhof – die Bäuerin war Frau Bodes Schwester – warteten nun insgesamt acht Erwachsene und sechs Kinder gemeinsam in der Wohnstube auf das Kriegsende.

Der Sicherheit halber wurden die Lichter ausgeschaltet. Draußen spielte sich ein absurdes Artillerie-Schauspiel ab, von den Erwachsenen mit Sorge, von den Kindern mit Neugier und Aufregung beobachtet: Die Amerikaner legten ein Trommelfeuer vor, das den Himmel in leuchtende Farben verwandelte. Sie gingen kein Risiko ein, weder materiell, noch personell. Als Antwort folgten schwache Erwidierungen einer Einheit der deutschen restlichen Durchhalte-Truppen. Dann eine kurze Pause. Dann der gleiche Ablauf, wobei die deutsche Antwort immer schwächer ausfiel.

Nach drei Stunden wurde es still. Ein Auto fuhr auf den Hof, man hörte Türen knallen und knirschende Schritte. »Jetzt kommen sie«, flüsterte ein Erwachsener.

Die Nazi-Propaganda hatte es den Deutschen jahrelang eingehämmert, dass die amerikanische Bevölkerung zu einem nicht geringen Teil aus Juden und Negern bestand und dass ein Zusammentreffen mit diesen Untermenschen höchst unerfreulich sein könnte.

Die Haustür wurde geöffnet, die Klinke zur Wohnzim-

mertür heruntergedrückt und es erschien ein Soldat der amerikanischen Armee. Er brachte eine Taschenlampe zum Vorschein, leuchtete auf die Anwesenden im Raum und knipste das Deckenlicht an. Im nächsten Augenblick sah jeder, dass dieser Soldat ein Schwarzer war. Einige Frauen kreischten kurz auf – ein Effekt der Nazi-Indoktrination. Hinter ihm kamen drei weitere Soldaten, Weiße. Einer von diesen, Sergeant und Wortführer, fragte, ob jemand Englisch spräche. Hans Bode meldete sich, er verfügte über passable Kenntnisse, um sich zu verständigen. Ihm wurde bedeutet, dass die vier Soldaten zumindest diese Nacht auf dem Hof bleiben würden, und der Soldat bat die Bäuerin und Bode, ihm die Schlafgelegenheiten zu zeigen. Später sollte die Bäuerin erzählen, dass sich einer der U.S.-Soldaten in voller Montur und mit dreckverschmierten Stiefeln auf ein Bett fallen ließ.

In der Zwischenzeit – die Kinder und die Erwachsenen saßen noch immer regungslos da und warteten auf die Dinge, die da kommen sollten – war der besagte Farbige nach draußen gegangen; er kam nun mit einem Sack zurück, den man normalerweise mit dem Nikolaus assoziiert und ging auf den Esstisch zu. Er schnürte den Sack auf und schüttete eine große Menge Bonbons, in buntem Papier verpackt, auf den Tisch. Mit den Worten »Hey kids, come on!« forderte er die Kinder auf, sich zu bedienen. Zwei Frauen zischten durch die Zähne: »Nicht anfassen! Die sind bestimmt giftig!«. Die Kinder ließen diese Worte kalt, sie drängten zum Tisch und stopften sich den Mund voll mit den Bonbons.

Der Sergeant instruierte Hans Bode, dass er – wenn nicht

noch etwas anderes beschlossen würde – als eine Art Dolmetscher für die Amerikaner fungieren sollte. Sie würden ihm den Standort ihres neuen Hauptquartiers so schnell wie möglich bekanntgeben.

Am nächsten Tag erfuhr er, dass sie sich festgelegt hatten auf den Bauernhof der Familie Schachtebeck, weiter unten im Dorf, und dass er sich von nun an jeden Morgen um 9 Uhr dort einfinden sollte, um die Tagesbefehle entgegenzunehmen und dann deren Zusammenfassung den Dorfbewohnern mitzuteilen.

Am vierten Morgen stellte er sich wie gewohnt ein, hatte eine kurze Unterredung mit dem Standort-Kommandanten, und nachdem alles besprochen war, verabschiedete er sich und sagte: »Good-bye, and Heil Hitler!«

Er hatte sich schon halb zum Gehen abgewandt und fühlte im nächsten Augenblick, dass sein Blut gefror. Er erwartete alles Mögliche, eine standrechtliche Erschießung nicht ausgeschlossen.

Er war weder Parteimitglied gewesen, noch hatte er eine besondere Beziehung zum Nationalsozialismus gehabt. Es war einfach diese Angewohnheit, überall und jederzeit den Hitlergruß anzufügen, weil das grundsätzlich von jedem »Volksgenossen« erwartet wurde.

Dabei war Hans Bode während der Nazi-Herrschaft vom Glück begünstigt gewesen: Er war Eisenbahner mit Leib und Seele, hatte sich vom Schlosserlehrling an hochgearbeitet und war zu Beginn des Krieges als ›UK [= unkömmlich] Heimatverwendungsfähig‹ erklärt und mit der Leitung eines Bahnhofs einer benachbarten Stadt betraut

worden; diese Funktion hatte er bis in die Endphase des Krieges innegehabt.

Hier aber – in der Ortskommandantur – hatte er in diesem Moment das Gefühl, von allen guten Geistern verlassen worden zu sein. Nach einer kleinen Ewigkeit drehte er sich langsam um. Der Amerikaner saß entspannt in seinem Bürosessel, die Beine auf dem Schreibtisch vor sich ausgestreckt. Er lachte dröhnend und rief jovial: »O.K.! Heil Hitler! But that's over now!«

Zwei Tage später erhielt das Ehepaar Bode von einer Hausbewohnerin die telefonische Mitteilung, dass ihr Wohnhaus die Einnahme der Stadt durch die Amerikaner unbeschadet überstanden hatte und sie in ihre Wohnung zurückkehren konnten.

Auf dem Rückweg in ihre Stadt begegnete die Familie einem endlosen Zug von deutschen Kriegsgefangenen, die in die Gegenrichtung trotteten. Diese bewegten sich zu dritt nebeneinander, bewacht von amerikanischen Soldaten, welche die Kolonne ausdruckslos blickender Männer mit dem Gewehr im Anschlag begleiteten, zu Fuß oder sitzend/stehend in Armee-Fahrzeugen, die im Schritt-Tempo dahinkrochen.

Rein akustisch

I.

30. April 1955, Bad R., Kleinstadt im Harz.

Spärliche Plakatierung hatte in den letzten Wochen zu einem für den Ort traditionellen Ereignis eingeladen, dem »Tanz in den Mai«.

Heute nun ab 20 Uhr spielte eine namenlose Kapelle in der Gastwirtschaft »Zum Schützenkrug« zum Tanz auf. Drei etwa 45jährige Freizeit-Musiker, mit dem Zug aus dem nicht allzu weit entfernten Göttingen angereist, sollten für die notwendige Stimmung sorgen: Anton Laiser (Klavier), im bürgerlichen Leben Uhrmachermeister, Paul Galinska (Kontrabass), Stromableser, und Karl Gehrlich (Tenorsaxofon), Krankenpfleger.

Sie waren seit langer Zeit miteinander befreundet und hatten im III. Reich bei der Wehrmacht eine gründliche Ausbildung zu Orchestermusikern erhalten. Gehrlich erzählte bei jeder sich bietenden Gelegenheit jedem, der es hören wollte oder auch nicht hören wollte, dass sie als Militärmusiker als ›heimatverwendungsfähig‹ eingestuft und deswegen nicht an der Front eingesetzt wurden.

Seit ein paar Jahren besserten sie ihr Taschengeld mit kleinen Tanzmusikjobs auf.

Zwei der drei Musiker hatten ihre Instrumente – Kontrabass und Saxofon – im Zug mitbefördert, der dritte hatte den Transport der Noten übernommen. In jenen Jahren,

in denen elektronische Musikinstrumente noch rar waren, verließen sich die Pianisten darauf, dass vom Veranstalter ein funktionsfähiges, gestimmtes Klavier bereitgestellt wurde – und waren dann auch oft verlassen.

Als die drei die Gastwirtschaft betraten, stellten sie sofort fest, dass sich auf der Bühne kein Klavier befand. Auf Befragen eröffnete ihnen der im übrigen recht freundliche Wirt mit Namen Karl Riebold, er habe vor vier Tagen das hauseigene Piano stimmen lassen wollen, doch der bestellte Stimmer habe ihm erklärt, das Instrument sei »nicht mehr zu retten«; er riet ihm, es verschrotten zu lassen. Zufällig kam natürlich zwei Tage später ein Altwarenhändler des Weges ... Der Wirt entschuldigte sich für sein Versäumnis, die Musiker nicht rechtzeitig davon in Kenntnis gesetzt zu haben.

Auf die Frage: »Was nun?« hatte Riebold sogleich eine Antwort parat: Eine seiner Cousinen, die im Ort lebte, besitze ein Akkordeon, das – falls gewünscht – zur Verfügung stünde. Laiser, ein gemütlicher Ostpreuße, den so schnell nichts aus der Ruhe brachte, sagte: »Schauen wir uns das doch einmal an!« Zusammen mit einem Sohn des Wirts machte er sich auf den Fuß-Weg zum Wohnhaus der Cousine und schaute sich das Instrument an: Es war, wie versprochen, ein Akkordeon, aber leider ein *Knopf*-Akkordeon.

Hierzu eine kurze Erläuterung: Die für die rechte Hand vorgesehene »Melodie-Seite« eines »normalen« Akkordeons [auch als Tasten-Akkordeon oder Piano-Akkordeon bezeichnet] ist mit piano-ähnlichen Tasten ausgerüstet, die für die linke Hand vorgesehene »Begleitungs- oder Harmonie-

Abteilung« enthält Knöpfe, so dass man, anders als beim Klavierspiel, hier mindestens zwei-dimensional denken muss. Das Knopf-Akkordeon [auch Knopfgriff-Akkordeon oder Knopfharmonika genannt], das früher entwickelt wurde als die ›Piano-Variante‹, ist auf beiden Seiten (für beide Hände) ausschließlich mit Knöpfen bestückt. Musiker, die das Tasteninstrument beherrschen, können nicht ohne weiteres ein Knopf-Akkordeon bedienen.

Anton Laiser hatte zwar vor ein paar Jahren ein Tasten-Akkordeon besessen, dieses aber vernachlässigt und ›verstauben‹ lassen; ohne Umschweife erklärte er nun seinem Begleiter, er fühle sich außerstande, auf einem Knopf-Akkordeon zu spielen.

Die drei Musiker berieten nun, wie sie den Abend musikalisch gestalten sollten, denn durch die instrumentale Notlage waren ihre Programm-Pläne in Frage gestellt worden. Nach kurzer Überlegung entschieden sie sich, wie folgt vorzugehen: Der Bassist zupft, solange er kann, der Saxofonist bläst, solange seine Luft reicht, der Pianist singt und unterstützt damit das Melodie-Instrument; wenn der Saxofonist außer Atem ist, wartet er einen Moment und singt dann ebenfalls, der Bassist kann frei entscheiden, wie oft und wie lange er mitsingt.

Dieses Konzept durchzuhalten erforderte einige Selbstdisziplin, schließlich aber blieben die Künstler ihrem bewährten Repertoire treu, welches aus aktuellen Schlagern sowie Erfolgen aus der Epoche des Dritten Reiches (»Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern«) bestand.

Rund zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

waren die Besucher solcher Feste noch relativ leicht zufriedenzustellen. Einige halblaute Rufe (»Stümper!«), die von einem Tisch vom Rande der Tanzfläche kamen, blieben die einzigen Unmutsäußerungen, und so tanzte das Publikum geduldig und ergeben dem Mai entgegen.

Um 0:00 Uhr besang der ganze Saal hingebungsvoll den Mai, der gekommen ist, und zu guter Letzt endete die Veranstaltung um 3:00 Uhr.

Bei der Auszahlung der Gagen an die Musiker empfand der Wirt ein wenig Mitleid mit den Dreien wegen des für sie etwas unglücklich verlaufenen Abends. Er bescheinigte ihnen, das Beste aus ihrer Situation gemacht zu haben, und gab ihnen ein kleines Trinkgeld mit auf ihre Eisenbahn-Heimreise.

II.

28. Juni 1985, derselbe Ort, dasselbe Lokal.

Im Jahre 1975 übernahm Frank Roxenberg – den alle Welt nur ›Roxy‹ nannte – die Gaststätte und fühlte sich bemüßigt, ihr einen neuen Namen zu geben, und alle Welt riet ihm zu ›Roxy‹.

Zum zehnjährigen Jubiläum veranstaltete er ein Konzert mit der Band »Die Bachelors« aus Braunschweig, mit Geert Hornung (Keyboards), Hartmut Zambocky (E-Bass) und Ulf Richter (Drums).

Der Wirt hatte in seinem »Festsaal« sieben Sitzreihen mit je acht Sitzplätzen arrangiert. Die Band war überregional bekannt, und das Lokalblatt hatte sich sogar dazu verstie-

gen, den Auftritt als ›Sensations-Gastspiel‹ anzukündigen. Die Musik, mit der das Trio bekannt wurde, kann man als ›progressiven Pop‹ bezeichnen, es wurden vor allem international erfolgreiche Titel renommierter Bands ›gecovert‹.

Blickfang auf der Bühne war die sogenannte ›Keyboard-Burg‹ des Tastenspielers: Zwei Keyboard-Ständer mit insgesamt neun großen, mittelgroßen und kleinen Synthesizern waren so aufgestellt, dass sie eine Gasse bildeten für den auf seinem Drehhocker rotierenden Geert Horning.

Das Konzert begann mit einer Begrüßungs-Ansage des Bassisten, die so leise ausfiel, dass man fast nichts verstehen konnte. Das setzte sich fort beim ersten fast unhörbaren Musiktitel, beim zweiten und beim dritten, bis auch dem letzten Anwesenden im Saal klar wurde, dass mit der PA Anlage etwas nicht stimmte, dass sie ganz einfach ausgefallen war. Alles Herumschrauben, alle Handgriffe nützten nichts, und man rätselte allgemein, welche Ursache das Versagen der Anlage haben konnte.

Roxy, der Veranstalter, war überzeugt, dass es mit dem (viel zu) späten Eintreffen der Musiker in ihren zwei Kombis zusammenhing und dass sie bei all ihrem Equipment viel zu wenig Zeit für die ordnungsgemäße Verkabelung aufbringen konnten.

Wie dem auch war: Die gesamte Elektronik inklusive Gesangs-Mikrofon fiel aus – und man musste schnell eine Ersatz-Lösung finden. Man fand sie, und sie sah so aus:

Der Lead-Sänger (der Bassist) hatte für alle Fälle eine akustische Gitarre mitgebracht; er wurde gesanglich nach

Kräften unterstützt von den Stimmen des Drummers und des Keyboarders, welcher dem Drummer rhythmisch mit einem Tamburin zur Seite sprang.

Das alles ergab einen armseligen Sound, und nach einer knappen halben Stunde jämmerlichen Musizierens ertönt aus dem Publikum der Zwischenruf: »Anfänger! Hört euch mal Emerson, Lake und Palmer an!«.

Nach weiteren zehn Minuten wendet sich der Bassist an das Publikum und erklärt das Konzert für beendet.

Als der Wirt das hört, eilt er zur Bühne und verspricht den überwiegend aufgebrachten Konzertbesuchern, dass jeder, der ihn in den nächsten Tagen in seinem Büro aufsucht, den Preis der Eintrittskarte erstattet bekommt.

Wie er schließlich mit den Musikern im Bezug auf die Auszahlung ihrer Gage verblieb, ist nicht überliefert.

III.

21.08.2003, derselbe Ort, dasselbe Lokal.

Boris Beinwell, aus Bad R. gebürtig, war in den letzten 20 Jahren durch seinen Gesang, sein Spiel auf der Gitarre und viele Auftritte mit seiner Band eine regional bekannte Musikgröße geworden. Seine Liebe gehörte der amerikanischen Country-Musik, sein Gesangs-Vorbild war Kenny Rogers, den er gern einmal persönlich kennengelernt und mit dem er gern einmal zusammen musiziert hätte.

In seinen reiferen Jahren hatte er sich nun einen alten Traum erfüllt und 1999 ein Lokal erworben, in dem er selbst auftrat und auch andere Gruppen auftreten ließ. Den Namen

der Gaststätte hatte er bei »Roxy« belassen; sie war inzwischen zu einem gutbesuchten Speiselokal geworden.

Die Musikabende veranstaltete Beinwell unter dem programmatischen Titel »Rein akustisch«, wobei er lange schwankte zwischen diesem Terminus und dem MTV-Begriff »Unplugged«. In ihm war nach einigen bitteren Erfahrungen der Entschluss gereift, Musik aufzuführen ohne jede Elektronik, ohne Verkabelung und ohne Mikrofon-Einsatz; mehrfach hatte er erlebt, wie hilflos manche Musiker dastanden ohne elektronische »Stütze«, nun schloss er sie grundsätzlich aus für Darbietungen in seinem Haus.

Für die heutige Abend-Veranstaltung – pünktlich zum 65. Geburtstag des großen U.S.-Stars Kenny Rogers – waren zwei Live Acts angekündigt.

Den Anfang machte ein Solo-Auftritt von Martin Svoboda, dem tschechischen Astor Piazzolla. Wie dieser war er ein Virtuose auf dem Bandoneon; er spielte Solo-Stücke und begleitete gekonnt seinen eigenen Gesang. Zum Abschluss seiner Darbietung glänzte er mit dem Bravour-Lied »Granada«, das er mit »Knödelstimme« vortrug. Großer Beifall.

Der zweite Auftritt des Abends gehörte einem Trio aus Duderstadt mit dem Namen »DoReMi« und den Mitgliedern Reginald Gartz (Kontrabass und Gesang), Doris Sommer (Gesang und Perkussion) und Mina Sommer (Gesang und Perkussion), die sich aus Partikeln ihrer Vornamen recht einfallsreich ihren Bandnamen zusammengebastelt hatten. Ihr Repertoire bestand aus amerikanischen Country Songs, aus Folk Rock Songs wie »Blowin' In The Wind« oder »Where Have All The Flowers Gone?« und Beatles-Titeln.

Die Stücke lebten vom Solo- und Chor-Gesang der drei Bandmitglieder. Die beiden Schwestern hatten unterschiedliche Vorbilder: Während Doris Sommer der Country-Ikone Emmylou Harris mit deren gefühligter Stimme nacheiferte, schwärmte Mina für Kim Carnes und ihr aufgerautes Timbre. Wiederholt griffen sie zu Tamburin und Kastagnetten, um das rhythmische Element der Lieder zu verstärken.

Abgesehen von wenigen ›verpatzten‹ Einsätzen und einigen Intonationsschwierigkeiten bei Tutti-Passagen boten die Drei gefällige Musik, die vom Publikum – auch wegen der freundlichen Präsentation – begeistert aufgenommen wurde.

Zum Abschluss des Auftritts wartete der Kontrabassist Gartz mit einer Überraschung auf: In einer Dia-Show, die er bisweilen mit gestrichenen Bass-Melodien unterlegte, machte er die Besucher mit dem Leben eines musikalischen Vorfahren bekannt. Friedrich Baumann (1869-1955), sein Urgroßonkel mütterlicherseits, stammte aus dem Dorf N. bei Duderstadt. Er verbrachte sein ganzes Leben auf dem Familien-Bauernhof, den sein älterer Bruder nach dem Tode des Vaters übernahm, steuerte seinen Anteil zur Landwirtschaft bei, blieb Junggeselle, rauchte Pfeife, aß regelmäßig Harzer Käse, war ein Tüftler, wortkarg und in seiner Freizeit ein nicht alltäglicher Musikant.

Genauer gesagt: Er war Bassist, strich und zupfte den Kontrabass & blies die Tuba. Und er wurde ein gesuchter Musiker in seinem Dorf und der näheren Umgebung für alle möglichen gesellschaftlichen Anlässe, bei denen populäre Tanzmusik erwünscht war, Feierlichkeiten wie Silvester,

Rosenmontag, Tanz in den Mai, Kirmes, Schützenfest u.a.

Zu seinen Engagements ging er zu Fuß, den Kontrabass auf den Rücken geschnallt, die Tuba vor der Brust befestigt.

In dieser Aufmachung legte er viele Kilometer per pedes zurück. Das konnte der Nachkomme in seiner Präsentation erfreulicherweise mit einigen Fotos belegen, die, aufgenommen im Jahre 1921 und mit einigen Gebrauchsspuren ›verziert‹, ein Raunen im Publikum hervorriefen.

Lang anhaltender Beifall für diesen Vortrag über den ›Doppel-Bassisten‹.

Im Publikum in der ersten Reihe wandte sich der Redakteur für Lokales des regionalen Tageblatts an seinen Begleiter, einen 28jährigen Volontär, mit den Worten: »Ich glaube, zu dieser Story sollten wir einen Artikel bringen!« Er ging zur Bühne und wurde mit dem Kontrabassisten schnell einig über einen Interview-Termin in den nächsten Tagen.

Der Saal leerte sich.

Als die beiden Zeitungs-Mitarbeiter die Gaststätte verließen, entwickelte sich auf dem Weg zum Parkplatz der folgende kurze Dialog:

Redakteur: Na, was hat Ihnen heute Abend am besten gefallen?

Volontär: Ehrlich gesagt: was man aus der Musik machen kann, wenn man sie nicht unbedingt elektronisch verstärkt.

Redakteur: Das ist mir überhaupt noch nicht aufgefallen. Aber Sie haben Recht: Endlich mal wieder eine Band, die Musik macht mit Hand und Fuß, und die man sich auch anhören kann! Einfach genial, Klasse!

Kluft & Rang

Matthias Brinkmann und Timm Reineke lernten sich an einer norddeutschen Universität während ihres Lehramtsstudiums kennen und wurden Freunde. Nach einigen Berufsjahren an verschiedenen Schulen trafen sie sich an einem westfälischen Gymnasium wieder, wo sie beide eingestellt wurden.

Reineke unterrichtete in den Fächern Latein und Deutsch, seine Amtsbezeichnung war Oberstudienrat; sein Kollege unterrichtete Deutsch und Politik, war Mitglied der Schulleitung (Direktor-Stellvertreter), seine Amtsbezeichnung war die eines Studiendirektors.

Einmal im Jahr, während der Sommerferien, pflegten sie nach wie vor ein Relikt aus ihrer Studentenzeit, ein liebgewordenes Projekt, das sie nicht missen wollten: einen Wanderurlaub. Sie suchten sich ein attraktives deutsches Wandergebiet aus und blieben dort eine Woche. Es war stets eine Wanderung von A nach B in sieben Abschnitten. Alle Übernachtungen wurden vorher festgelegt, bis auf die letzte, die während der Schluss-Etappe ad hoc geklärt wurde.

In diesem Jahr hatten sie sich für den Harz entschieden, das Mittelgebirge in Norddeutschland. Heute, am letzten Tag ihrer Wanderwoche, waren sie um 10 Uhr aufgebrochen und hofften, die vorgesehenen 20 Kilometer gegen 17 Uhr bewältigt zu haben.

Gegen 14 Uhr – sie hatten also etwas mehr als die Hälfte

ihrer Strecke zurückgelegt – beschlossen sie, eine Rast einzulegen. Wie gerufen lag am Waldesrand eine nette kleine Gastwirtschaft, um diese Zeit von einer überschaubaren Zahl an Gästen besucht.

Matthias Brinkmann bestellte ein Pils, Timm Reineke ein Achtel Rotwein, halbtrocken. Der Wirt runzelte die Stirn, lachte hämisch und sagte dann: »Könnte es vielleicht ein Sechzehntel sein? Entschuldigen Sie bitte, dass ich lachen muss – aber ich stamme aus der Pfalz, und Sie werden dort kein einziges Lokal finden, in dem ein Achtel Wein bestellt und ausgeschenkt wird.« Vom Stammtisch der Biertrinker hörte man glucksendes Lachen. Reineke wurde die Sache peinlich, und um nicht länger als ahnungsloser Trottel dazustehen, ergänzte er seine Bestellung: »Also gut, geben Sie mir bitte einen halben Liter!« Der Wirt nahm es wohlgefällig auf.

Brinkmann trank noch ein Bier, dann zahlten sie und setzten ihre Wanderung fort.

Einige Minuten gingen sie schweigend nebeneinander, dann musste Reineke einfach reden. Man merkte ihm an, dass ihn die Zurechtweisung durch den Wirt beschäftigte, ja, dass sie ihn gekränkt hatte und er nun auf ein klärendes Gespräch mit seinem Freund hoffte. Der aber war entschlossen, die Angelegenheit zu verharmlosen und die Gegenposition einzunehmen – eine Taktik, die er in der Vergangenheit schon häufiger (bisweilen auch unbewusst) angewandt und die ihren Gesprächen oft ein gewisses Maß an Substanz und Dynamik gegeben hatte.

Timm Reineke: »Wie der Wirt mich vor allen Leuten 'run-

tergeputzt hat, das war allerdings ein starkes Stück! Ich hatte schon eine Antwort auf der Zunge, aber habe mich zurückgehalten«.

Matthias Brinkmann: »Ach komm, vergiss es! Das ganze ist doch lächerlich!«

T.R.: »Da hast du sicher Recht! Aber eine Frage beschäftigt mich doch: Wenn wir nicht in unseren Wanderklamotten das Lokal besucht hätten, meinst du, der Wirt hätte sich anders verhalten?«

M.B.: »Worauf willst du hinaus?«

T.R.: »Nun – die Wanderkleidung, die wir seit vielen Jahren tragen, ist eben nicht so trendy wie die Ausrüstung für neue Freizeitbeschäftigungen wie Nordic Walking – sie wirkt eher etwas bieder und altmodisch.«

M.B.: »Bist du denn dafür, dass wir uns neu einkleiden? Modebewusster?«

T.R.: »Nein – werd nicht albern!«

M.B.: »Ah, ich merke, worauf Du hinaus willst! Das Thema ist dann wohl ›Kleider machen Leute‹«?

T.R.: »Ja, kann man sagen!«

M.B.: »Dieses Werk von Gottfried Keller ist mir als Schüler-Lektüre unglaublich auf die Nerven gegangen. Vielleicht war aber auch der Lehrer schuld daran, dass es mir verleidet wurde.«

T.R.: »Ich fand und finde diese Erzählung meisterhaft geschrieben. Nach meiner Ansicht hat Keller die Thematik eindrucksvoll herausgearbeitet. Du solltest Dir das Buch noch einmal vornehmen – unvoreingenommen!«

M.B.: »O.K., ich überlege es mir.«

Sie verließen den Wald und gingen eine ziemlich steil abfallende Asphaltstraße hinab, die von einigen LKW, die im Dienste der Forstwirtschaft unterwegs waren, befahren wurde. Auf halber Strecke wurden sie überholt von einem ›Gute Laune-Bus‹ im Dienste des Unternehmens ›Hans Wurst-Reisen‹ – darauf wies die weiße Schrift an der rechten Längsseite des Fahrzeugs hin. Der Autobus, in auffälligem Orange gestrichen, bot im Vorbeifahren auf seinen Außenflächen eine Anzahl Slogans, die einen Eindruck von dem Programm gaben, das in seinem Inneren ablief: »Gut drauf sein – (saubere) Witze erzählen – Geselligkeit – Karaoke – Musik aus der Quetschkommode – Stimmung«. Einige übermütige Mitreisende pressten ihre feixenden Gesichter an die Fensterscheiben und lachten die beiden Wanderer an (oder: aus?). Einen Kontrast bot der Fahrer, der mit mürrischem Gesicht hinter seinem Lenkrad saß. »Der Chauffeur heißt bestimmt Ernst mit Vornamen«, sagte Reineke. »Und mit Nachnamen Beiseite«, fügte Brinkmann an. Ihr Lachen hielt sich in Grenzen. Der Bus war nun außer Sichtweite. Nach weiteren 300 Metern führte sie der Wanderweg wieder in dichten Wald hinein.

Matthias Brinkmann: »Übrigens fällt mir ein Theaterstück ein mit dem Titel »Der Talisman«, von Johann Nestroy, das ›unsere‹ Thematik auf eine andere Ebene hebt.«

Timm Reineke: »Ich weiß, ich weiß! Diese Komödie habe ich zigmal gesehen: ein rothaariger Friseurgeselle will den ›Makel‹ seiner Haarfarbe ablegen, hantiert mit andersfarbigen Perücken und erringt damit einige gesellschaftliche Erfolge. Sehr witzig und sehr gut beobachtet ist das!«

Die Wanderstrecke führte nun über einen Museumspfad, auf dem sie acht historische Nachbildungen von Kohlenmeilern passierten, die einst mithalfen, das Bild dieser Landschaft zu prägen.

Timm Reineke: »Ich würde an dieser Stelle gern einmal zusammenfassen, worüber wir bisher diskutiert haben. Der Grundgedanke ist doch der: Wie kann man bei Fremden den bestmöglichen Eindruck erzielen, ohne das auch nur im Geringsten zu belegen?«

Matthias Brinkmann: »Genau. Mir kommt gerade noch eine Facette zu dem Thema in den Sinn: Die Jagd nach Titeln. Ephraim Kishon hat einmal sinngemäß gesagt, dass man seinem Sohn am besten den Vornamen ›Doktor‹ geben sollte, dann würde dieser in seinem Leben keinerlei Schwierigkeiten bekommen.«

T.R.: »Auf die Art hätte man Herrn Verteidigungsminister zu Guttenberg – was doch auch schon ein gewaltiger Titel ist? – oder auch Frau Bildungsministerin Schavan viele Mühen ersparen können, oder?«

M.B.: »Man könnte eine ellenlange Liste anlegen über Leute, die sich Titel angemaßt haben; ein Beispiel ist der frühere deutsche Bestseller-Autor Karl May, der sich mit einem falschen Doktor-Titel schmückte. Ob er das heute noch nötig hätte? Die Doktor-Arbeit könnte er sich von einem Ghostwriter ausarbeiten lassen, und es gibt Titelhändler, die praktisch mit jedem Titel, ob Konsul, Graf oder Baron, dienen können.«

T.R.: »Wenn ich es recht bedenke, würde sich doch der optimale Erfolg einstellen bei einer Kombination von ein-

drucksvoller Kleidung und eindrucksvollem Titel, das würde dann wohl alle Türen und Herzen öffnen. Gibt es auch da ein Beispiel?»

M.B.: »Ich meine: ja! Ich denke an Carl Zuckmayers Theaterstück ›Der Hauptmann von Köpenick‹, konzipiert nach einer wahren Begebenheit. Der Schuhmacher Wilhelm Voigt, wegen etlicher Betrügereien vorbestraft, zog sich eine Hauptmanns-Uniform an und gab sich die Befehlsgewalt über einen Trupp Soldaten, und alle machten mit! Das Auftreten des Schusters war stilsicher und hinterließ einen überwältigenden Eindruck. Die Handlung dieser Tragikomödie bezieht sich zwar in erster Linie auf die Militarisierung der Gesellschaft im Wilhelminischen Zeitalter, trägt aber auch zeitlose Züge.«

Der Wanderweg führte sie erneut aus dem Wald hinaus, sie waren am Rande der Kleinstadt angekommen, in der sie übernachten wollten. Den größten Teil ihres Fuß-Wegs hatten sie nun bewältigt und im Gefühl, als Wanderer und als Diskutanten wieder ein paar Erkenntnisse mehr gewonnen zu haben, gingen sie gemächlich die Hauptstraße hinunter und standen nach 300 Metern vor einem grell-gelb gestrichenen Haus, auf dessen Frontseite schwarze Riesenlettern verkündeten, mit wem & womit man es hier zu tun hatte, nämlich mit ›Friedel Gastro‹; darunter, in etwas kleinerer Ausführung, lasen sie die Erläuterung: ›Das etwas andere Lokal‹.

Ein Kästchen mit Hausmitteilungen klärte sie auf: Der Inhaber hieß Friedrich Kunold, er war ein leidenschaftlicher Verehrer des kubanischen Revolutionärs Fidel Castro, auch

bekannt als Máximo Líder. Drei Fotos zeigten Kunold in freundschaftlicher Pose mit Castro.

»Das Wortspiel ist gelungen, mal seh'n, was das Lokal sonst noch zu bieten hat«, bemerkte Brinkmann, denn es warb für sich mit karibischer Küche sowie acht Fremdenzimmern. Die beiden stellten sich in die Eingangstür, um sich einen Eindruck von der Atmosphäre zu verschaffen. Der ›Chef‹ stand auf der Bühne und gab, begleitet von einer Combo, ein Lied in spanischer Sprache zum Besten, lebhaft und temperamentvoll. Leider wurde die Wirkung der Musik beeinträchtigt durch ihre fast unerträglich große Lautstärke. Reineke wies seinen Freund auf ein Plakat hin, welches verkündete, dass heute ab 16 Uhr zu jeder vollen Stunde ein 40minütiges Musikprogramm von Friedel Gastro mit seiner Band dargeboten würde. Inzwischen intonierten sie ein neues Stück, feurig wie das vorige und ohne große Schwierigkeiten zu erkennen als Lobgesang auf alle Revolutionen.

»Wir scheinen es hier mit einem Selbstdarsteller zu tun zu haben«, bemerkte Reineke. »Könnte ein Thema werden für unsere nächste Wanderung«, fügte Brinkmann hinzu. Die beiden spürten in sich eine aufkommende Nervosität und beschlossen, sich einen anderen Gasthof zu suchen.

In der Nähe des Marktplatzes fanden sie ein solide-konservativ aussehendes Hotel mit dem Namen »Harzer Roller«. Sie gingen hinein, standen in ihrer Wanderausrüstung an der Rezeption und Brinkmann fragte, ob für die folgende Nacht zwei Einzelzimmer frei seien – während der Hotel-Angestellte hinter dem Empfangstresen sie blasiert

musterte. Die höfliche Antwort, begleitet von einem herablassenden Lächeln, war: »Leider nicht, wir sind komplett ausgebucht!«

Reineke steckte eine Visitenkarte des Hotels ein und sie wandten sich dem Ausgang zu.

»Was nun?« fragte Brinkmann. »Komm mit!« sagte Reineke, »ich werde jetzt den Beweis antreten«. »Was für einen Beweis?« »Wart's ab!«. Sie gingen ein paar Schritte, bis sie außer Sichtweite des Hotels waren, und setzten sich auf eine Parkbank. Timm Reineke holte die Visitenkarte des Hotels aus einer Jackentasche, dazu sein Handy, wählte die einschlägige Nummer und, als sich die Rezeption meldete, sagte er: »Oberstudienrat Brinkmann und Studiendirektor Reineke lassen anfragen, ob Sie für heute Nacht noch zwei Einzelzimmer frei haben.« Umgehend kam die Antwort: »Selbstverständlich! Wann haben Sie vor, zu kommen?« »Ziemlich bald, bis gleich!«

Sie betraten wieder das Hotel und gingen zum Empfang. Reineke begann einen Satz: »Studiendirektor Reineke ...«, wurde jedoch unterbrochen mit den Worten: »Ja, ich weiß schon!«

Alle waren offenbar zufrieden, nur das Lächeln des Rezeptionisten schien etwas verrutscht zu sein.

Ein appwexlunksreicher Tag

Am Freitagmorgen stehe ich nach durchwachter Nacht um 9:35 auf; stundenlang hatte ich über eine Schrift des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard nachgegrübelt. Das Werk trägt den Titel »Die Wiederholung« und seine Kernsätze lauten: »Wiederholung und Erinnerung sind dieselbe Bewegung, nur in entgegengesetzter Richtung. Denn was da erinnert wird, ist gewesen, wird nach rückwärts wiederholt, wohingegen die eigentliche Wiederholung nach vorwärts erinnert.« Und: »Wiederholung, das ist die Wirklichkeit und der Ernst des Daseins.«

Um 10:15 sitze ich am Frühstückstisch und versuche, mich vorwärts daran zu erinnern, was mir an der ersten Mahlzeit des Tages nicht gefallen wird – und da weiß ich es: Es ist »malmitalmighurt«, der bescheuerte Name eines leckeren Fruchtjoghurts. Dagegen lässt mich die Rückwärts-Erinnerung an einen harmlosen Wortwitz denken: »Ich heiße Johannes-Kurt, nennen Sie mich doch einfach Jo-Kurt!«. Der erwähnte Fruchtjoghurt hat heute einen ungewohnt strengen Geschmack: Ein Blick auf das Verfallsdatum sagt mir, dass ich dabei bin, mir den Magen zu verderben. Sei's drum!

Zur Abrundung des Geschmacks schütte ich ein wenig gehärtetes Trockenmüsli über die Milchspeise. Diese Mischung will gut durchgekaut sein, doch dann fällt mir bei einem herzhaften Biss die (nicht gerade billige) Füllung aus einem Backenzahn der linken Gesichtshälfte heraus. Ich bewahre sie auf, durch Erfahrung gewitzigt, denn nach

dem letzten ähnlichen Vorfall warf ich eine solche Füllung wütend in den Müll und musste mir für diese Dummheit von meinem Zahnarzt die spöttische Bemerkung anhören: »Wer hat, der hat!«

Ich wende mich der Zeitungslektüre zu, und da sind es zwei Themen, die meine Aufmerksamkeit beanspruchen: die Halbwertzeit einer Trainerkarriere in der Fußball-Bundesliga und das Zusammenwachsen Europas auch in sprachlicher Hinsicht. Zum ersten Punkt: Das vollkommen überhitzte Tages-(Geld-)Geschäft bestimmt im Fußball, welche Schlüsselfigur geopfert wird, wenn es mal nicht »rundläuft«; kaum einmal erwischt es einen Spieler, in gar keinem Falle den Vereinspräsidenten. Neulich hat man einen namhaften Trainer nur für *ein* entscheidendes Spiel verpflichtet, das er mit der Mannschaft nicht gewann; schon während der ersten Halbzeit schwächelte sein Team; erstaunlich, dass er nicht schon in der Halbzeitpause gefeuert wurde.

Die zweite Meldung, die mein Interesse weckt, betrifft eine aus Sachsen stammende Dame, die an einem westdeutschen Flughafen ein Ticket kaufte und als Ziel ›Bordeaux‹ angab. Das Flugzeug landete in Porto. Eine Klage gegenüber der Luftfahrtgesellschaft blieb ohne Erfolg; die Mitarbeiterin am Ticket-Schalter habe sich auf die allgemein etablierte Aussprache des Zielortes verlassen.

Um 10:55 gehe ich aus dem Haus; zum Messe-Schnellweg, etwa 150 Meter Luftlinie von meiner Wohnung entfernt. Die Straße, auch als Hurtig-Route [Rückwärts-Erinnerung an den Joghurt?] verspottet, ist bekannt dafür, dass dort die Autofahrer ihr Bestes geben.

Ich habe zwei Einkaufstaschen vollgestopft mit Pappe und Altpapier, die ich in einem nahegelegenen Container entsorgen will. Als ich dort ankomme, muss ich feststellen, dass ein freundlicher Mensch die Einwurfschlitze mit nur längsseitig gefalteten Kartons blockiert hat. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mein Altpapier zum nächsten Container zu tragen, der 700 Meter entfernt stationiert ist. Das Papier kann ich dort problemlos einwerfen, doch gleichzeitig werde ich Zeuge einer für mich neuen Spielart kreativen Recyclings: Links neben mir befindet sich ein Container für ausrangierte und defekte Elektrogeräte. Ein Vater hebt seinen etwa fünfjährigen Sohn in den Container und dieser reicht seinem Papa eine Anzahl Elektro-Altgeräte heraus.

Weiter auf dem Messe-Schnellweg: ich komme zu einem Supermarkt mit dem einfallslosen Namen »Dies & Das«, wo ich ein paar Äpfel kaufen möchte. Als ich – berieselt von Muzak – in der Warteschlange vor der Kasse stehe, betritt ein Hobo das Geschäft und geht an der Schlange vorbei zur Getränke-Abteilung. Für jeden sichtbar, holt er vor dem Spirituosen-Regal zwei leere Dreiviertel-Liter-Flaschen, unlängst noch mit Cognac gefüllt, aus seinem Rucksack hervor, stellt diese behutsam ins Regal, nimmt aus diesem zwei volle heraus und verstaut sie. Eine Kassiererin beobachtet fassungslos die Szene. Sie springt wütend von ihrem Sitz hinter der Kasse auf, dabei ihre Klientel mit gefüllten Einkaufswagen und -körben sich selbst überlassend, und eilt in Richtung des freimütigen Shoppers, der inzwischen damit beschäftigt ist, Mineralwasser-Flaschen in eine Kühltruhe zu entleeren, um sich anschließend das Pfand für

die Mehrwegflaschen zu sichern (wie mir ein Kunde in der Warteschlange zuflüstert, der hier gerade ein Déjà-vu erlebt). Ich bin nicht begierig darauf, diesen Auftritt noch länger zu verfolgen, bringe die Äpfel zurück zur Obst- und Gemüseabteilung und verlasse den Laden.

Draußen – zwei Häuser weiter – hockt ein junger Bettler mit dunkler Hautfarbe auf dem Bürgersteig, vor sich einen Hut postiert, an den ein Zettel geheftet ist mit der Aufschrift: »Ich habe Hunger«. Ich greife in meine linke Jackentasche, und schon bedankt er sich wortreich. Doch es ist wie verhext: in keiner meiner Jacken- oder Hosentaschen finde ich auch nur das kleinste Kleingeld. Es ist mir äußerst peinlich, ich schäme mich und gehe schließlich achselzuckend weiter.

Ziemlich schnell werde ich aus meinen Gedanken gerissen: Einen Steinwurf entfernt erblicke ich eine Gruppe von Neugierigen vor einem Wohnhaus, die fasziniert zu einem offenen Fenster im Zweiten Stock hochschaut. Beim Näherkommen höre ich, dass dort oben eine Verbalschlacht zwischen einem Mann und einer Frau tobt. Nach einer Weile zeigt sich der Mann für einen Moment und hebt dann einen veritablen Fernseher in die Fensteröffnung, schaut hinunter und lässt den Apparat nach unten fallen. Einige Zuschauer schreien kurz auf, als das Gerät krachend auf dem Bürgersteig landet, zum Glück dicht neben der Hauswand. Die Zuschauergruppe ist blitzschnell auseinander gestoben, so dass niemand verletzt wird. Der Mann zeigt sich noch einmal am Fenster, dann geht der Kleinkrieg weiter. In diesem Augenblick fällt mir ein Zitat von Søren Kierkegaard ein:

»Alles, was dir begegnen wird, ist leider nicht zu vermeiden.« Recht hat er, dennoch würde ich gern heute auch noch ein paar friedliche Szenen erleben.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, erstreckt sich ein kleines Waldstück mit Namen »Laubfrosch-Hain«. Ich überquere die Straße und gehe den Haupt-Wanderpfad des Waldes hinunter. Ein niedlicher Terrier rast an mir vorbei, nicht angeleint, und ich will mich nach seinem Besitzer umschauen. Das ist nicht nötig, denn akustisch ist dieser im selben Moment zu vernehmen: »Johann, du Idiot, komm sofort zurück!« Ich frage mich, welcher Pate bei der Namensgebung dem Herrchen vorschwebte: Cruyff, Bach, Goethe, Hebel, Nestroy, Strauß, ... ohne Land oder keiner von diesen.

Ich steuere nun auf die Attraktion dieses Waldstücks zu, einen kleinen Teich ohne Namen, der gern von Passanten aufgesucht wird, die ihn umrunden, und solchen, die ihn von Parkbänken aus betrachten und beim Anblick der ruhigen Wasserfläche Abstand zur Hektik der Schnellstraße gewinnen wollen.

Am Südufer bemüht sich eine Hundehalterin, ihrem Basset zu etwas Bewegung zu verhelfen – was ihm überhaupt nicht zu gefallen scheint. Sie schleudert ein Stöckchen ins Wasser und bittet ihren Hund mit dem klangvollen Namen ›Desmond‹, dieses Objekt zu apportieren. Bassets können einen recht indignierten Gesichtsausdruck aufsetzen, dieser sieht aus wie ein erstrangiger Butler, dem man aufgetragen hat, nach einem Kindergeburtstag das Geschirr persönlich zu spülen. Ich erlebe fünf Würfe der Hundebesitzerin, doch